

Gespräch mit Remarque

Die Literarische Welt (Berlin)

Jg. 5, Nr. 14, 06.06.1929

Standort Original:

Signaturen: R-A 2.1.004

Gespräch mit Remarque

Zur Diskussion über »Im Westen nichts Neues«. / Die Entstehungsgeschichte des Buches. / Die inneren Motive. / Faktoren des Erfolgs. / Weiteres Schaffen.

- E. – Warum haben Sie bis jetzt niemals in die Debatten eingegriffen, die über Ihr Buch »Im Westen nichts Neues« entstanden sind?
- R. – Weil ich es nicht für notwendig hielt und halte.
- E. – Gewiß ist es richtig, Annäherungsversuche unbeachtet zu lassen, die durch bloße Sensationslust oder Neid bestimmt sind. Aber ich möchte doch glauben, daß gerade diesem Buch gegenüber ein großes, ehrliches Interesse vieler Leser anzunehmen ist, die ihre eigenen Erlebnisse darin wiedergefunden haben und nun etwas über den Mann wissen wollen, der für sie alle gesprochen hat.
- R. – Das mag sein. Doch wenn eine Arbeit fertig ist, hat der Autor zu ihr nichts mehr zu bemerken, selbst auf die Gefahr hin, daß er missverstanden wird. In diesem Falle wäre seine Arbeit eben nicht gelungen und das Reden darüber hätte auch keinen Zweck. Ich bin aber der Meinung, daß ich nur dort missverstanden worden bin, wo man vornherein missverstehen wollte.
- E. – Sie meinen damit die Versuche, das Buch politisch zu nehmen?
- R. – Ja. Denn es ist unpolitisch. Und sein Eindruck war auch anfangs völlig unpolitisch. Erst durch seinen Erfolg wurde es in die politische Debatte gezogen. Dabei wird nun, glaube ich, mehr die Auflage als das Buch selbst angegriffen. Sie finden daher auch weniger sachliche Ablehnung in diesen Attacken als wüste Schimpfereien und persönliche Angriffe. Ein altes Rezept: Kann man einer Sache nicht zuleibe, so versucht man, den Urheber zu diskreditieren. Dabei entstehen recht komische Situationen: Wenn etwa die gleichen Zeitungen, die zuerst begeisterte Kritiken brachten, ein paar Wochen später genau das Gegenteil behaupten. Aber dieser ganze Lärm ist doch der beste Beweis dafür, daß das Buch untendenziös ist; denn sonst würde man keinen so großen Aufwand an Erfindungsgabe verbrauchen, um es zu bekämpfen. Man könnte das billiger haben.
- E. – Aber glauben Sie nicht, daß heute jedes Kriegsbuch das Schicksal haben muß, in erster Linie politisch genommen zu werden, ganz gleich, ob der Autor das gewollt oder nicht gewollt hat?
- R. – Ja, – wenn er eine objektive Wertung und allgemeine Darstellung des Krieges geben will. Aber schauen Sie unvoreingenommen mein Buch an: Es beschränkt sich ja bewußt auf einen ganz kleinen Ausschnitt des Krieges. Hätte ich mir nicht selbst, wenn ich ein »Buch über den Krieg« hätte schreiben wollen, sagen müssen, daß es unvollständig sei? Unvollständig, weil es nur von den Erlebnissen einiger junger Soldaten und ihrer Freunde handelt; dabei haben Menschen aller Berufe und jeden Alters natürlich gleich Schweres oder Schwereres erlebt. Unvollständig, weil es nur von *einer* Waffengattung, der Infanterie, nur von *einem* Kriegsschauplatz handelt. Unvollständig vor Allem aber darum, weil es nur einen auf wenige Monate begrenzten Zeitraum aus den letzten beiden Kriegsjahren umfaßt; dabei waren die ersten Kriegsjahre eigentlich viel wechselvoller an Erleben. Unvollständig schließlich, weil es die Erlebnisse nur aus der Froschperspektive des einfachen Grabensoldaten; militärische, strategische, politische,

soziale, religiöse Gesichtspunkte bleiben außer Betracht; es kommen keine Offensiven, kein Vormarsch, kein Bewegungskrieg darin vor, sondern nur ein paar Wochen mittlerer Gefechtstätigkeit. Das liegt ja auch schon im Titel. Aber Vollständigkeit dieser Art habe ich eben überhaupt nicht gewollt.

- E. – Sie wollten also kein »Kriegsbuch« schreiben. Das sagen Sie ja auch in Ihrem kleinen Vorwort. Wenn ich recht verstehe, liegt demnach der Schwerpunkt Ihres Buches nicht so sehr in den Ereignissen des Krieges, wie in ihrer Wirkung auf die von Ihnen geschilderten jungen Menschen?
- R. – Ja, das ist der Kern der Sache. Unsere Generation ist anders aufgewachsen als alle anderen vorher und nachher. Ihr stärkstes unmittelbares Erlebnis war der Krieg, ganz gleich, ob sie ihn bejaht oder verneint hat, ob sie ihn nationalistisch, pazifistisch, abenteuerhaft, religiös oder stoisch auffaßte. Sie sah Blut, Grauen, Vernichtung, Kampf und Tod, das war das allgemeine menschliche Erleben Aller. Und auf dieses Erlebnis habe ich mich bewußt beschränkt. Der Krieg ist als Tatsache vorausgesetzt. Die wenigen Reflexionen, die in dem Buch stehen, beschäftigen sich nur mit diesem rein menschlichen Erleben des Krieges. Sie vermeiden jede politische, soziale, religiöse oder sonstige Stellungnahme. Dazu hatte ich mich ebenso wenig für berufen, wie dazu, eine Geschichte des Krieges zu schreiben. Nur über die von Allen erlebten Schauer, über das Grauen über den verzweifelten, oft rohen Trieb der Selbsterhaltung, über die zähe Kraft des Lebens, das dem Tode und der Vernichtung gegenübersteht, habe ich gesprochen.
- E. – Danach würde ein Beweis dafür, daß Sie keinen allgemeinen, äußeren Querschnitt durch den Krieg geben wollten, auch darin liegen, daß absichtlich keine genauen zeitlichen und örtlichen Angaben gemacht werden?
- R. – Ganz richtig. Das war für meine Arbeit ganz nebensächlich. Das wäre nur bei einer *Kriegschronik* wichtig. Die Situationen in meinem Buche sind wahr und erlebt, sie sind weder nach der einen noch nach der anderen Seite hin übertrieben oder überspitzt. Sie werden zugeben, daß es viel Grauenvolleres, Schwereres, Unwahrscheinlicheres gab.
- E. – Gewiß, das weiß ich aus meinen eigenen Erinnerungen. Ich habe selbst viel grausigere und auch unwahrscheinlichere Dinge gesehen, als Sie sie geschildert haben.
- R. – Die Generation junger Menschen, die – ganz gleich aus welchen Motiven – durch diese Zeit gehetzt wurde, mußte notwendig dadurch anders geformt werden, als alle früheren Generationen.
- E. – Sie nennen sie, in Ihrer Vorbemerkung, »zerstört«. Gerade gegen diese Bezeichnung ist nun oft polemisiert worden. Ich selbst finde, wie viele Andere, daß eben die Existenz dieses Buches doch einen recht lebhaften Gegenbeweis gegen eine so abschließend pessimistische Auffassung bildet.
- R. – Das kann ich nicht zugeben. An Hunderttausenden ist natürlich das Erlebnis Krieg abgelaufen wie eine Dusche. Andere sind wenigstens ohne Bruch durchgekommen, Manche haben sich ja auch so sehr daran gewöhnt, daß sie nachher ohne den Krieg gar nicht mehr auskamen. Aber wichtig sind ja alle die Anderen, die zahllosen Zerrissenen, Getroffenen, Erlebnisfähigen, die dem Erlebnis Ausgelieferten. Die haben jetzt erst angefangen, sich wiederzufinden. Ein Beweis dafür, daß der Krieg als Einzelerlebnis überhaupt noch nicht überwunden war, ist doch die Tatsache, daß – abgesehen von der ersten Zeit revolutionärer Erhebung nach dem Kriege – fast zehn Jahre lang niemand etwas davon hören wollte. Es war nicht möglich, nicht erwünscht, nicht dringend, über den Krieg zu schreiben. Nur als ein Moment politischer Diskussion wurde er verdammt, verteidigt oder verherrlicht. Mit dem persönlichen Erlebnis des Krieges aber war besonders der junge Mensch unserer Generation noch längst nicht fertig. Es wirkte in ihm dumpf fort, es blieb ein undeutlicher Alldruck, ein Zustand der Unruhe, der Skepsis, der Härte oder schwankenden Ziellosgkeit.

E. – Ich selbst muß gestehen – und ich weiß von viele Anderen, denen es ähnlich geht –, daß ich an meine Kriegserlebnisse selbst an die schlimmsten Tage nach schwerer Verwundung nur selten und in recht blassen Bildern zurückgedacht habe. Die Erinnerung an damals nahm nur selten sichtbare Gestalt an. Um so tiefer und bleibender ist wohl die mittelbare Wirkung gewesen. Ich dachte nie mehr daran, aber es hatte sich in mein ganzes Wesen eingefressen. Das wäre, in meinem Falle, die von Ihnen behauptete Zerstörung. Aber – das ist vielleicht bei Jedem anders gewesen. Wie war es bei Ihnen? Bedrängten diese Vorstellungen der Erinnerung Sie so, daß sie sich durch das Niederschreiben davon befreien wollten? Oder wie kam überhaupt die Niederschrift zustande?

R. – Es ging mir ähnlich wie Ihnen. Nicht die Bilder, die Visionen des Erlebten bedrückten mich, sondern der allgemeine Zustand der Leere, der Skepsis, der Unrast. Ich hatte früher nie daran gedacht, einmal über den Krieg zu schreiben. Ich war damals, im Frühjahr vorigen Jahres, mit ganz anderen Arbeiten beschäftigt. Ich war angestellt als Bilderredakteur einer Zeitschrift. Abends mühte ich mich mit mancherlei Dingen. Zum Beispiel machte ich verschiedene Anläufe, ein Stück zu schreiben, kam aber damit nie sehr weit. Ich litt unter ziemlich heftigen Anfällen von Verzweiflung. Bei dem Versuche, sie zu überwinden, suchte ich allmählich ganz bewußt und systematisch nach der Ursache meiner Depressionen. Durch diese absichtliche Analyse kam ich auf mein Kriegserleben zurück. Ich konnte ganz Ähnliches bei vielen Bekannten und Freunden beobachten. Wir waren alle – und sind oft noch – unruhig, ziellos, bald exaltiert, bald gleichgültig, im tiefsten Grunde aber unfroh. Der Schatten des Krieges hing auch und gerade über uns, wenn wir gar nicht daran dachten.

Am selben Tage, an dem ich diesen Gedanken hatte, begann ich zu schreiben, ohne lange Überlegung. Das ging sechs Wochen lang, jeden Abend, wenn ich aus dem Büro kam. Dann war das Buch fertig.

E. – Und hatten Sie dann das Gefühl hier etwas Abschließendes, Befreiendes getan zu haben? Wußten Sie, was dieses Buch nicht nur Ihnen, sondern auch Vielen bedeuten könnte?

R. – Für mich selbst hatte ich das Gefühl, wie wichtig es gewesen sei, die Ursachen zu finden. Die Erkenntnis einer Lage ist das beste Mittel, sich aus ihr zu befreien. Das fand ich auch in den vielen Zuschriften von Menschen meines Alters nachher bestätigt. Sie alle empfanden das Buch nicht als pessimistisch, sondern als befreiend; die Dinge unter denen sie gelitten hatten, solange sie ihnen unbewußt waren, hatten die Gewalt über sie verloren, weil sie hier klar ausgesprochen waren.

Zu meiner Arbeit als literarischer Leistung aber hatte ich zunächst gar kein Vertrauen, weil es das erstemal war, daß ich so geschrieben hatte. Früher hatte ich ganz anders gearbeitet, ich hatte experimentiert, mich ziemlich herumgequält, um einen Stil zu finden, aber es blieb Alles matt und farblos, und ich war nie zufrieden. Das kam eben wohl daher, daß ich auf ganz falschem Wege gewesen war.

Das Manuskript lag fast ein halbes Jahr in meinem Schreibtisch, ohne daß ich den Versuch machte, es irgendwo anzubieten. Erst auf wiederholtes Zureden Anderer tat ich es. Nachher ging Alles ganz schnell. Und der Erfolg kam für mich ganz überraschend.

E. – Sie wissen sicherlich, daß über die Entstehung Ihres Buches allerlei umfangreiche Märchen verbreitet worden sind?

R. – Nicht nur über das Buch, auch über mich selbst. Man hat behauptet, ich hieße Kramer und hat das als Verbrechen gezeißelt, – als ob Pseudonyme in der deutschen Literatur nie vorgekommen wären. Ich hieß nie Kramer. – Andere, denen der Name Remarque besser paßte, erklärten ohne weiteres, ich sei französischer Jude. Wieder andere wußten genau, daß ich mein Buch zuerst als nationalistischen Tendenzroman geschrieben und einem rechtsstehenden Verlag angeboten, es nach der Ablehnung dort für Ullstein pazifistische umgearbeitet hätte. In dieser Weise ging es dann weiter. Manchmal waren es Irrtümer, die ehrlich gemeint waren, aber meistens doch glatte Erfindungen zu durchsichtigem

Zwecke. Da hieß es, ich sei heute erst 25 Jahre alt und nie Soldat gewesen. Man hat auch gesagt, ich hätte den Krieg als französischer und nicht als deutscher Soldat mitgemacht, ich sei nur im Osten und nie im Westen gewesen – und so noch Vieles mehr, was ich gar nicht alles behalten kann. Vor allem aber hat man mich als Armierungssoldaten bezeichnet, der heute 55 Jahre alt und nie an der Front gewesen sei, deshalb natürlich nichts vom Erleben der Zwanzigjährigen gewußt haben könne. Dagegen hätte ich das Tagebuch eines gefallenen Kameraden bearbeitet und soll übrigens auch irgendeinen Bordellroman geschrieben haben. Das stimmt Alles nicht. Ich habe an meinem Manuskript nie eine Zeile geändert, weder für einen Rechtsverlag noch für einen Linksverlag. Es hat überhaupt niemals einem Rechtsverlag vorgelegen. Von Tagebüchern weiß ich so wenig wie von Bordellromanen. Ich bin mit 18 Jahren ins Feld gegangen, war nur als einfacher Soldat an der Westfront, wurde dort mehrfach verwundet, einmal so daß ich heute noch an den Folgen leide. Aber – Sie werden zugeben, daß es ganz sinnlos ist, auf alle diese Angriffe und Behauptungen einzeln einzugehen. Man ist ja sogar so absurd gewesen, es mir zum Vorwurf zu machen, daß ich früher schlechter geschrieben habe als heute. Da ist besonders viel von einem Buche gefabelt worden, daß ich über die Herstellung von Cocktails verfaßt haben soll. Dabei handelt es sich in Wirklichkeit um einen kleinen Artikel, den ich vor vier oder fünf Jahren für eine Zeitschrift geschrieben habe. Ich könnte den Leuten in dieser Richtung noch ganz anderes »Material« gegen mich geben, denn ich habe viele Artikel über Gummireifen, Autos, Faltboote, Motoren und was weiß ich Alles geschrieben, ganz einfach, weil ich davon leben mußte. Allerdings haben ja andere Kenner, die es besser wissen, behauptet, ich hätte als Sprößling reicher Eltern ein mondänes Leben geführt. Ich muß sagen, daß ich davon als Volksschullehrer, Buchhalter, Korrespondent, Angestellter und Journalist nicht übermäßig viel gemerkt habe.

- E. – Das Alles ist persönlicher Klatsch, über den man natürlich gar nicht zu reden braucht. Es gibt aber auch andere, sachlicher klingende Angriffe. Wie erklären Sie sich zum Beispiel den Widerspruch, daß dem Buch nicht nur von der einen Seite weichlicher Pazifismus, sondern von der anderen her gerade das Gegenteil, nämlich romantische Kriegspropaganda vorgeworfen worden ist?
- R. – Im Wesentlichen wohl aus einer gewissen Enttäuschung darüber, daß ich politisch keine Partei ergreife. Allerdings muß ich sagen: Wer mein Buch gelesen hat und daraus nichts Anderes entnimmt als den Wunsch, das darin Geschilderte Alles selbst zu erleben, – ja, dem würde auch durch nichts Anderes zu helfen sein.
- E. – Was ist nun, nach ihrer Meinung, der eigentliche Grund des außerordentlichen Erfolges, den das Buch in allen Ländern hat?
- R. – Eben die Tatsache, daß es nicht politisch, daß es unprogrammatisch ist. Daß es – um es noch einmal zu wiederholen – vom Kriege nur das Einfache, das gemeinsame menschliche Grunderlebnis gibt.
- E. – Man könnte also vielleicht sagen, daß die politische Auffassung oder Auswertung des Buches die Sache jedes Einzelnen ist. Es selbst ist neutral wie ein Spiegel. Jeder wird seine eigene politische Ansicht daraus entwickeln können. – Ich nehme an, daß Sie selbst nicht die Absicht haben, in eine Diskussion darüber jemals einzugreifen?
- R. – Niemals. Weder in eine solche politischer noch persönlicher oder sachlicher Art, aus den gleichen Gründen, wie wir sie zu Anfang besprachen.
- E. – Ich kann mir auch denken, daß für Sie das Alles längst abgeschlossen ist. Sie beschäftigen sich gewiß jetzt mit ganz anderen, neuen Dingen?
- R. – Ja, natürlich.
- E. – Wollen und können Sie darüber etwas sagen?
- R. – Sehen Sie, ein Problem ist augenblicklich für mich dieses: Mein Buch beruht nicht auf der Phantasie, der Erfindung. Wenn die Vorwürfe richtig wären, die man mir macht, –

wenn alle diese Menschen und Ereignisse erfunden wären, dann könnte ich jetzt viel froher und selbstsicherer sein. Dann wüßte ich nämlich genau, daß ich ein guter Schriftsteller bin. So aber ist mir das für später zuweilen sehr zweifelhaft. Daran laboriere ich jetzt gerade. Ich muß dabei noch einmal ganz von vorn anfangen.